

(Nachdruck verboten.)

19) Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweißel.

„Denn wir sind das Gemeinwesen,“ fügte Lorenz Diem hinzu, „und tragen alle Lasten, während dem daß die Ehrbaren wie die Motten im Pelz leben.“

„Also Kopf sie heraus, Kürschner,“ äußerte Kaspar, der, des Schänkenamtes waltend, hinter den Stühlen stand, halbblaut.

Unter dem Lachen, das darüber entstand, bemächtigte Melchior Mader sich wieder der Rede. „Die Ehrbaren allein sind's nicht; wir Bürger sind also beschweret, daß wir vor Junkern und Pfaffen nimmer genesen mögen. Gewerbs' und Handel können vor ihnen nit aufkommen.“

„Sie schöpfen von allem das Fett ab,“ rief Fritz Dall.

„Das ist leider wahr,“ bestätigte der Ritter. „Doch davon reden wir wohl noch später ein Ausführliches. Zuerst fragt es sich, wie wir der Redlichkeit zu dem vorenthaltenen Recht verhelfen?“

„Es geht halt eines mit dem anderen,“ sagte der Kürschner Lorenz Diem.

„Hätten die Zünfte Sitz und Stimme im großen Rath,“ begann der Meßler Fritz Dall und der Schuster vollendete: „Ja, das ist's, es ist alles ein Draht, auch das mit den geistlichen Häusern.“

„Und warum sind die Zünfte nicht im Rath vertreten, Ihr werthen Meister?“ fragte Stephan von Menzingen, indem seine breitgebliderten Augen an dem Tische unrollten.

„Ist halt eine harte Nuß!“ meinte der stiernackige Dall.

„Ich will sie an Eurer Statt knaden, Meister!“ antwortete Ritter Stephan. „Die Zünfte haben sich von den Ehrbaren hinausdrängen lassen, denn sie haben früher im Äußereren Rath gesessen.“

Die Meister schüttelten mit ungläubiger Bertwunderung, selbst mit Mißtrauen die Köpfe. Sie hatten nie etwas davon gehört. „Dennoch ist es so,“ versicherte Herr Stephan. „Anno 1450 ist es gewesen, also noch nicht gar so lange her. Just so, wie Ihr vorhin sagtet, Meister Mader, so fühlten sich damals Bürgerschaft und Hinterjassen von den Geschlechtern bedrückt, daß sie sich wider deren Herrschaft mit Gewalt erhoben, und sie zwangen, den Zünften Sitz und Stimme im Äußereren Rath einzuräumen. Der Pakt, so damals von beiden Parteien geschlossen wurde, liegt im Archiv des Rathhauses.“

Mit angehaltenem Athem horchten die Meister auf, und ihre Augen hingen noch an dem Munde des Ritters, als er schon schwieg. Dann schauten sie einander an und es herrschte eine Stille, daß man das Bohren des Holzwurmes in dem Deckengebäll vernahm. Stephan von Menzingen weidete sich eine kleine Weile an ihrer Verzauberung, worauf er mit einem Anhauch von Geringschätzung bemerkte: „Damals hatte die Bürgerschaft noch Mark in den Knochen, von den Kriegen der Städte gegen den Landadel. Der Frieden hat's verzehrt.“

„Oho!“ rief Fritz Dall, und wies seine gewaltigen Meßgerfäuste.

„Um so besser, wenn ich mich irre, lieber Meister,“ begütigte Herr Stephan. „Meiner Treu,“ fuhr er fort und drehte seinen Schnauzbart in die Höhe, „hätten Eure Großväter und Väter besser acht gehabt, der Rath hätte dem Meister Etschlich nicht mitspielen können, wie es geschehen ist.“

„Ja, wie soll einer das jetzt verstehen? Es klingt halt wie ein Märlein,“ rief Lorenz Diem und fuhr sich mit beiden Händen in das Stirnhaar, das in einem geraden Strich über den Augen verschnitten war.

„Das ist so schwer just nicht,“ antwortete Herr Stephan.

„Die Bürgerschaft vermeinte, daß mit ihrem Siege über die Geschlechter halt alles abgethan sei, hatte sie doch ihr Recht verbrieft und feierlich beschworen. Was meint Ihr, Meister Etschlich, daß ein Recht auf dem Papier werth ist, so Euch die Macht fehlt, es zu behaupten?“ Kilian Etschlich machte eine zornige Geberde. Der Ritter fuhr fort: „Nun, die Bürger kehren zu ihrer Arbeit zurück, schaffen und verdienen, und schlagen ihr eigenes Wohl höher an, als das Gemeinwohl. Verstanden auch wohl nicht viel von den öffentlichen Geschäften

und waren froh, daß die Ehrbaren ihnen die Scherezeien abnahmen. Merkten nicht, wie sie durch deren Praktiken und Listen allmählig beiseite geschoben wurden. Bitterte dieser oder jener auch einmal Urath, so war's iht zu spät und unter der Bürgerschaft keine Einheit. Auf solche Art ist die Verfassung damals in Vergessenheit gerathen.“

„Ist sie in Vergessenheit gerathen, so müssen Rath und Bürgerschaft halt wieder daran erinnert werden,“ rief der Kürschner mit glühendem Gesicht.

„Und das mit Nachdruck,“ schnob Fritz Dall und hieb mit seiner herkulischen Faust auf den Tisch, daß es krachte.

„Wenn die Bürgerschaft ihr verbrieftes Recht mit Nachdruck zurückfordert, dann wird es ihr nicht entstehen, daß bin ich gewiß,“ nickte Stephan von Menzingen den Meistern zu. „Dann wird auch Meister Etschlich zu seinem Recht gelangen, und an den Zünften wird es sein, die mancherlei Uebelstände, an denen das Junkerregiment leidet, auf dem Wege Rechts abzustellen. Bei Gott, die Mißwirthschaft des Rathes währet schon allzu lange, und mir läuft die Galle über, so ich's bedente.“

Die in Hitze gerathenen Meister redeten und schrien durcheinander und Kaspar schänkte ihnen fleißig ein. Nur Kilian Etschlich sprach kein Wort, aber in seinen Augen leuchtete es.

„Es ist spät geworden und wir reden darüber ein andermal wohl ein mehreres,“ erhob Stephan von Menzingen seine Stimme. „Wie wäre es, Meister Etschlich, wenn Ihr uns eine Stube gönntet, etwa nach dem Hof hinaus?“

„Es soll gelten,“ willigte dieser entschlossen ein.

„Nun dann, am blauen Montag nächster Woche, wenn es den ehrenfesten Meistern recht ist,“ schlug der Ritter vor. Sie waren damit einverstanden.

„Diese Stube ist ohnehin zu klein; denn es hat manchen in der Bürgerschaft, der unsers Sinnes ist,“ äußerte Melchior Mader.

„Also, behüt' Euch Gott, liebe Freunde,“ winkte der Ritter von Menzingen den Meistern vertraulich zu und griff nach Hut und Mantel. „Ich bin Euch gern mit meinem Rath zu Diensten.“ Meister Kilian begleitete ihn bis zur Hausthüre. „Jetzt ist mir nimmer bang um mein Recht,“ sagte er dabei.

Ein hohler Westwind schnob durch die Nacht und wälzte die Wolken, zwischen denen nur selten ein Stern hindurchblickte, vor sich her. Die Wetterfahnen auf den Dächern und die Schilder an den in die Straße sich vorstreckenden Eisenstangen knarrten und kreischten. „Bartel nur,“ dachte der Ritter, indem er, den Mantel fester um sich ziehend, die Röbergasse hinausschritt, „über ein kleines wird ein stärkerer daherbrausen und die ganze morsche Herrlichkeit durch die Luft wirbeln!“ Blöcklich blieb er aufhorchend stehen. Der Wind trug ihm ein wüstes Gelärm zu, in dem er das Klirren von Eisen zu unterscheiden glaubte. Es erscholl aus dem Paradiesgäßlein, das unmittelbar vor dem inneren Röberthor sich rechts abzweigte. Dort stand das Frauenhaus nicht weit von den Badstuben, heute der Juden Lanzhaus genannt. Es war so selten eben nicht, daß bei jenem die Patriziersöhne mit den Handwerksgefelln in Pant und hellen Streit geriethen, wobei dann wohl die Schwerter das entscheidende Wort sprachen, nicht immer zu gunsten der adligen Jugend, die solcher Art auf die Regierung sich vorbereitete. Mit einem halbblauten Auflachen tauchte der Ritter in den finsternen Thorbogen, der zum Herzen der Stadt führte.

Achtes Kapitel.

Der Thauwind schnob von West und Süd, und die Wolken ballten sich am Horizont. Es mochte Aht haben, wen es anging, gleichviel ob mit Güte oder Gewalt; auch wußten die Herren in Rothenburg, daß des Kaisers Bruder, Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, von den Bessern zu Augsburg ein Darlehen aufgenommen und den Truchseß Georg von Waldburg beauftragt hatte, Kriegsvolk zu werben, um die habsburgische Besizung am Oberrhein und in Würtemberg zu schützen. Aber Rothenburg trug deß nicht Sorge. Gabriel Langenberger erschien nicht wieder vor dem gestrengen Herrn Bürgermeister, obgleich die Bauern fortfuhren, in seinem Wirthshause an den Markttagen zu rathschlagen; er war fortan taub auf beiden Ohren. Die Entrüstung und Hitze der Bürgerschaft aber über den Schimpf, so die Junker von

Rosenberg und Finsterlohr der Stadt angethan, war den Herren ein Beweis dafür, wie fest ihr Regiment stand, und der Altbürgermeister mußte sich wegen seiner Schwarzseherei manchen Spott gefallen lassen. In keinem Winter zuvor hatte es zu Rothenburg eine solche Fülle von Lustbarkeiten gegeben wie in diesem. Die Hochzeit Sabine's von Mulsor mit dem obersten Stadthauptmann Albrecht von Adelsheim, die zu Ostern stattfinden sollte, bot den Geschlechtern den willkommenen Vorwand, einander in Festlichkeiten zu überbieten. Die Braut war jedoch mehr dem Namen als der That nach deren Königin. Das Szepter führte ihre schöne Freundin, welche die Rechte ihrer Jugend und ihrer Reize mit einem Feuer, ja mit einer Unerzättlichkeit geltend machte, die Sabinen an ihr neu waren. Wenn diese nach Ruhe seufzte, dann lächelte die schöne Gabriele, es sei Zeit genug, sich auszuruhen, wann die Jugend verraucht sei. Sabine errieth sie und fügte sich. Je toller die Lust um sie strubelte und schäumte, um so wohler schien es der schönen Gabriele zu sein.

Zu Frau von Menzingen und Else drang von den rauschenden Vergnügungen der Geschlechter nur spärliche Kunde. Frau von Menzingen hielt es nicht für angemessen, in der Welt zu erscheinen, wie man heute sich ausdrückt, so lange nicht die Ehre ihres Gatten öffentlich wieder hergestellt war. Die Familie der Bröll starb mit ihr aus; sie hatte keine Verwandten in der Stadt und ihre freundschaftlichen Beziehungen zu einigen Familien aus ihren Mädchenjahren und der ersten Zeit ihrer Ehe hatten sich durch ihre Entfernung von Rothenburg unter so peinlichen Umständen gelöst. Ihr damals fast krankhaftes Zartgefühl hatte sie gehindert, ihren Bekannten von Reinsburg aus sich in Erinnerung zu bringen. Sie hatte gewartet, daß diese ihr zuerst Beweise einer unveränderten Gesinnung gäben, aber die Frau des Flüchtlings war von ihnen vergessen worden. Um so weniger fühlte sie sich daher jetzt veranlaßt, die ehemals Befreundeten aufzusuchen. Sie verließ mit Else ihre Wohnung kaum zu einem anderen Zwecke, als um Dr. Deutschlin oder den Kommenthur Christan in St. Jakob predigen zu hören. Letzter wurde von ihr bevorzugt, weil er mit seiner Männlichkeit eine ihr wohlthuende Milde verband, während der vollblütige Dr. Johannes ihr zu erregt und stürmisch war. Der patrizischen Jugend, die sich nach beendigtem Gottesdienst an den Kirchenthüren aufzuhalten pflegte, um die fromme Weiblichkeit zu mustern, entging indessen Else's Erscheinung nicht. Die jungen Herren wetteiferten mit einander, ihr das Weihwasser in St. Jakob zu bieten. Man sprach von ihr in der Stadt, und ihre prächtigen braunen Locken, auf denen ein goldener Duft zu ruhen schien, gaben Veranlassung, sie die Schönhaarige zu nennen, da man ihren Taufnamen nicht wußte. Auch Gabriele Neureuter erfuhr von ihr.

Else fühlte sich in ihrer jungfräulichen Herbigkeit von dieser Aufmerksamkeit der städtischen Junker eher verlegt als geschmeichelt. Nach Zerstreungen außer dem Hause begeherte auch sie nicht. Ihre Tage in Rothenburg waren auch ohne dies völlig ausgefüllt. „Natürlich,“ ironisirte sie der Vater, der dieses nicht gelten lassen wollte, „sich putzen, die Laute spielen und in Geschichtsbüchern lesen, lassen einem Fräulein keine freie Stunde übrig.“ Aber Else war durchaus nicht putzsuchtig, des Lautenspiels war sie nicht kundig und das einzige Buch, das sie abends zur Hand nahm, um daraus ihrer Mutter und den jüngeren Geschwistern, denn sie hatte deren, vorzulesen, war die Bibel. Sie war nicht nur die Tochter ihrer Mutter, sondern unter dem widrigen Geschick in der Einsamkeit von Reinsburg schon früh zu deren Freundin herangewachsen. Wie sie ihr in der Wirthschaft, deren schwersten Theil sie auf ihre jugendlichen Schultern nahm, und in der Pflege und Erziehung ihren jüngeren Geschwister getreulich beistand, so theilte sie ihren Kummer um den abwesenden Gatten und Vater. Und dieser Kummer wollte auch jetzt den Busen der Mutter nicht frei geben. Denn es konnte auf die Dauer ihrer Wahrnehmung nicht entgehen, daß Zeit und Erfahrungen den hochmüthigen Sinn ihres Gatten nicht gemildert hatten, und daß er das damalige Verfahren des Rathes immer noch als eine schwere Kränkung seiner Ehre empfand.

Unter solchen Umständen wollten ihre Hoffnungen auf einen glüklichen Vergleich zwischen ihm und den Herren von Rothenburg nicht erstarken. Da war ihr denn der Ernst und Eifer, mit denen Doktor Max Eberhard sich der Sache des Ritters annahm und zunächst auf Grund der ihm von letzterem mitgetheilten Akten und Handschriften eine Revision des Prozesses bei dem Reichskammergericht zu veranlassen suchte,

ein großer Trost. Sein Wesen flöhte ihr Vertrauen ein und er wurde von ihr und Else freundlich empfangen, so oft er sich einsand. Er aber hatte nicht gezögert, von der Einladung des Ritters Gebrauch zu machen und wurde ein häufiger Gast in dessen Hause. Die im Unglük gereifte Milde der Frau von Menzingen und der schönlockigen Else ernstes Wesen, dem durchaus nichts Säuerliches beigemischt war, thaten ihm wohl wie ein kühler Abendwind nach heißem Tage. Der mütter- und geschwisterlos aufgewachsene empfand zum ersten Male den sänftigenden und befreienden Einfluß edler Frauen. Er fühlte sich nicht mehr wie seit seiner Rückkehr aus Welschland durch seine Ideen sowohl als durch die Sitten der jungen Patrizier vereinsamt. Frau Margarethe und Else hörten ihm aufmerksam und gern zu, wenn er von den in Italien empfangenen Eindrücken und den herrlichen Kunstwerken sprach, die er dort geschaut hatte. Sie kannten fasssam das harte Loos der armen Leute und theilten seine Hoffnung auf deren Erlösung. Er sah es im besondern an dem Ausleuchten von Else's dunkelblauen Augen. Es überfluthete ihn vollends wie ein sonniger Strom, als er eines Abends die Antwort des Ritters Florian auf seinen Brief vorlesen konnte. Ohne jeden Wortschmuck, markig und klar, schrieb Florian Geyer, daß der neue Wein nicht in die alten Schläuche gegossen werden dürfte, ansonst er verdirbe. Nur aus einem wahrhaft freien Gemeinwesen könnte das Wohl des Volkes erwachsen. Wie geschrieben stehe, daß der Mann Vater und Mutter verlassen solle, um dem Weibe seiner Wahl zu folgen, desgleichen müßte Max seiner Ueberzeugung getreue Gefolgschaft leisten und vor keinem Opfer zurückscheuen. Nicht durch Worte, sondern durch die That würde die Welt überwunden.

Dieser Brief kam zur rechten Zeit, um Max in dem Kampfe mit dem Vater zu stählen. Der Unwillen desselben, weil Max seinen ehrgeizigen, auf das Vermögen Gabrielen's gebauten Entwürfen sich nicht fügen wollte, war noch mehr dadurch geschürt worden, daß der Sohn die Vertheidigung Stephan's von Menzingen übernommen hatte. Nach seiner Ansicht war von diesem ersten Prozesse für Max weder Vortheil noch Ehre zu erwarten; der Prozeß konnte nicht gewonnen werden. Der Aufenthalt im Vaterhause wurde für Max immer unerquicklicher. In der Gesellschaft Else's und ihrer Mutter vergaß er es.

In dem Briefe hatte sich eine Einlage befunden, welche von einer anderen Hand als der Florian Geyer's überschrieben war. Sie war für Stephan von Menzingen bestimmt. „Von Wendel Sipler,“ sagte Max, als er ihm das Schreiben überreichte.

„Und er schreibt mir von der Burg des Ritters Geyer von Geyersberg,“ rief Herr Stephan, den Brief hastig öffnend. „Das ist ein gutes Zeichen. Auch der Ritter lag mit seinem Fähslein vor Hohenlohe und ich bin überzeugt, daß die Sache damals nicht zum äußersten gekommen wäre, wenn er oberster Feldhauptmann gewesen und nicht dieser listige, herzlose und grausame Truchseß von Waldburg. Der war freilich der rechte Mann, um den Edelstein Württemberg für Habsburg zu gewinnen, gleichviel auf welche Weise. Wohl, wohl, aber der Herzog Ulrich lebt noch.“ Er sah wieder in den Brief und äußerte dann: „Ah, er hat den Prozeß der armen Leute gegen die Grafen von Hohenlohe gewonnen. Und auch er weist mich mit dem meinigen an Euch, lieber Doktor. Das ist für mich die wichtigste Empfehlung; denn erstens steht sicher Herr Florian dahinter und zweitens sind ihm die Doktores der römischen Rechte ein Graus, wie er mir in Heilbronn gestand, wo er von Euch noch nichts zu wissen schien, Doktor. Diese Doktores sind es, schalt er damals, die das Reich mit dem römischen Rechte zu Lode kuriren. Nichts für ungut, lieber Doktor!“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

„Die Kreitling's haben ville Glück in de Lotterie gehabt,“ sagen die alteingesessenen Klein- und Mittelbürger der Shawl- und Rüdigergegend des Frankfurter Viertels. „Früher war es bei ihnen auch man so mieß, zwee Ziegen hatten se, und was de Wädels waren, die mühten alle mitverdienen. Dann aber haben se zweemal hintereinander derbe in de Lotterie gewonnen, und nu sind se groß. Der Junge is Stadtverordneter und in den Reichstag will er auch noch hinein.“ Und die Kreitling's haben wirklich auch diesmal wieder Glück gehabt. Aus vierundzwanzig Klagen hat das Wahlglied ihren Repräsentanten angeblid, ein Duzend Stimmen, nicht weniger, auch nicht mehr, hat ihm das Mandat verschafft. Freilich, zahlreide Gelfer hatte er schon: Freisinnige mit und solche ohne Wasserstiesel; nationalliberale Freihändler und nationalliberale Böllner; konervative jeder Richtung; Antisemiten aller

Sorten; Zentrumsleute; Bediente, Sklaven jeder Art. Und die „Norddeutsche“ ging ihm mit der großen Trommel voran. Auf der Gegenseite standen nur die Arbeiter, die Sozialdemokratie. Und das Resultat? Ganze zwölf Stimmen hat das Glückskind aus Berlin mehr erlangt als der bayerische Schriftsetzer. Ein Resultat wohl, aber was für eins! Ich weiß nicht, ob Herr Kreitling von Pyrrhus vernommen. Kennt er den Herrin, dann mag er sich jetzt wohl der Worte erinnern, die jener König nach dem Treffen von Asculum gesprochen. Zeit seines Lebens war der Epitote vom Glücke begünstigt. In Argos aber fiel ihm ein Ziegelstein auf den Kopf, und er starb. Alt als Parlamentarier wird Herr Kreitling jedenfalls nicht werden.

Wie denn auch? Er ist ja gar nicht im Stande, seinen Wählern gerecht zu werden. Geht er mit Richter, schimpfen die Richter'schen; nimmt er sich der „Körndl“-Leute an, kommen ihm die Konservativen aufs Dach. Soll er seinen antisemitischen Wählern zu Liebe gegen die Juden losfahren? Und am Ende stellen sich dann die zwölf Männer ein und sagen: „Du, hör' mal! Wir haben Dir das Mandat zugehängt. Wir bestimmen, wohin die Reise geht.“ ... Bleibt nichts übrig, als daß der Erwählte des zweiten Berliner Reichstags-Wahlkreises gegen die Sozialdemokratie wettet. Wir wollen mal abwarten, ob er sich das getraut.

In derselben Zwischmühle wie Kreitling werden gar viele der in der Stichwahl gewählten Sammelstrigen sitzen. Das Gebahren der bürgerlichen Parteien vor dem entscheidenden Wahltage, das war ja keine Vereinbarung, keine „Sammlung“ mehr, das war Handel und Schacher auf offener Straße, der keine Wählendamm. Und wie suchte man den Gegner, um dessen Unterstützung in einem anderen Kreise man betteln ging, über's Ohr zu hauen! Was in Schlesien schlecht war, in Berlin war es gut, weiß nannte man in Baden, was in Rheinlande und Westfalen schwarz hieß. Keine unter den bürgerlichen Parteien gab es, die ein Ding zeigte, das wie eine Parteihäre aussah. Und ein Ordnungsbrei kam da zum Vorschein, zum Brechen schön! Einer Partei hat das Sammelgeschrei und die Schacher-Machei genützt, wie sie es selbst nicht erwartet: der nationalliberalen. Zum Abfliegen reis erschien sie vor den Wahlen; jetzt ist es ihr noch einmal gelungen, einige Duzend Mandate zusammenzuraffen.

Wie rein und ehrlich stand auch in dieser Beziehung die Sozialdemokratie da! Da gab's kein Wimpernzucken: Wie die Grundzüge der Partei es vorschrieben, so wurde gehandelt, nicht ein Haar anders. Nur in Solingen hat Selbstgefälligkeit, Eigendünkel und Disziplinlosigkeit anders gethan; die Scham wird den Schuldigen noch auf dem Gesichte brennen, wenn die Lebensdauer des neugewählten Reichstages längst abgelaufen. Abgesehen von dieser Stadt, deren Vergangenheit bis zum letzten Augenblick ein anderes Resultat erwarten ließ, allüberall hat die Sozialdemokratie ihren Mann gestanden. Eine Welt war wider uns, wir haben den Feind bestanden. Vernichten wollte man uns, wir haben neues Terrain gewonnen. Der Süden hat sich uns erschlossen, im äußersten Norden haben wir Fuß gefaßt. Zu tausend und abertausenden sind uns neue Bekenner erstanden, auf den Domänen der Junfer und in den Bergwerken Ober-Schlesiens. Die letzten „Residenz“-Städte wurden genommen. Dresden, Stuttgart, Karlsruhe, unser sind sie! Die Zahl unserer Stimmen ist gewachsen, unsere Mandate haben sich gemehrt. Wohl, auch einige Verluste hatten wir. Meistens in der Stichwahl gewonnene Mandate, die in der Stichwahl wieder verloren gingen. Doch das ist der Krieg. Wer in den Kampf zieht, darf sich nicht vor Nigen und Schrammen scheuen, auch nicht vor Wunden. Was wir eingebüßt, wir werden es zurückholen, und mehr dazu. Was sind denn unsere Gegner? Im Wurfsessel liegen sie alle miteinander. Jetzt werden sie erst recht untereinander raufen. Was können sie denn gegen uns? Höchstens Althergebrachtes, Staubiges, Veraltetes verteidigen. Die Angreifer sind wir. Was ihnen Unbehagen verursacht und eine Last ist, uns macht es Freude, eine Lust ist es uns, der Zukunft Verheißung zu schicken. So lange uns dies Gefühl besetzt und erfüllt, sind wir unüberwindlich. Und vorwärts geht es, trotz alledem!

Die Wahl vorbei! Manchen eifrigen Genossen wird es schier wie Ingrimmn fassen. Tag und Nacht war er auf dem Posten. Kraft hat er noch für zehn. Und nun? Arbeit genug. Agitation, Organisation, Einergizieren der jungen Mannschaften. Können wir nicht in nächster Zeit schon wieder auf der Wahlstatt stehen? Ein richtiger Sozialdemokrat ist wie ein tüchtiger Zeitungsschreiber: Ist das Eine erledigt, flugs etwas Anderes her. Auch andere als tüchtige Zeitungsschreiber haben schon seit Jahren Glück, sie, die Keuigkeitsträger und die Philister, die hinter dem Maßtrug die ganze Welt und noch einige umliegende Fixsterne kennen. Besonders um die Zeit, wenn die Hundstage mäßig sich nahen, und die „Enten“ des Hochsommers in alle Spalten kriechen. Seit die Engländer in den achtziger Jahren Alexandrien beschossen, ist da jedes Jahr etwas los gewesen: Entweder ein Krieg, oder ein großes Sterben, das einmal ist Nanjen zurückgekehrt, dann wieder Andros aufgelassen. Stets geschah etwas, über das jeder breitmäulig sich austratschen konnte und war er auch sonst so dumm wie Pimpel's Hund. Ihr guter Genius hat die unparteiischen Lokalblätter auch in diesem Jahre wieder bedacht. Kaum ist der Wahlkampf, in dem sie die Rolle des Ochsen zwischen zwei Heubündeln spielen mußten, vorbei, wird es mit dem spanisch-amerikanischen Kriege, der bisher so langweilig war wie ein Pachnid'sche Leitartikel, bitterer Ernst. Die Amerikaner sind auf Kuba gelandet, Santiago soll erobert, die im Hafen ankende spanische Flotte genommen

oder zerstört werden. Die Entscheidung kann jede Stunde erfolgen. — Wieviel Faustschläge werden da in den nächsten Tagen auf die armen Berliner Wirthshausstühle niedersinken, wieviel Trommelfelle gezerrt werden von dem Geschrei derer, die „ruhig“ ihre Meinung über Miles, Kuba, Portorico, Sampson, das gelbe Fieber, die Philippinen, Wismark u. s. w. aussprechen wollen. Wer es anhören muß, wird lächeln. Aber kann man nicht diese Eisernen mit vollem Recht Strategen heißen, wenn man ein Theater, auf dem „Charles's Tante“ und „Madame sans Gene“ bis zum Ueberdruß gegeben werden, ein nationales Kunstinstitut nennt? —

Kleines Feuilleton.

n. **Polarhunde.** Ueber die Psychologie der Polarhunde hat A. Montefiore nach der „Revue Scientifique“ interessante Untersuchungen mitgetheilt. Im Nordpolargebiet giebt es hauptsächlich drei verschiedene Hundrassen: den Estimohund in der Neuen Welt, den Samojudenhund in Westsibirien und den Lenahund in Ostsibirien. Der Lenahund soll die vorzüglichsten Eigenschaften besitzen, er ist aber schwer zu beschaffen und noch schwerer zu zähmen. Ihm zunächst steht an Leistungsfähigkeit der Samojudenhund, dessen Ruhm durch die Reise Nanjen's einen Höhepunkt erreicht hat. Der Samojudenhund hat einen dicken wolligen Pelz, der ihn gegen die Winterfälte schützt und in gewissem Grade auch vor den Wiffen seiner Genossen. Letzteres ist für ihn besonders werthvoll und nothwendig, da diese Hunde, sich selbst überlassen, oft auf einander losgehen und sich gegenseitig zerfleischen. Auch bei ihnen ist die Abriichtung sehr mühsam und langwierig, und daher wird ein abgerichteter Hund mit dem 20- bis 100fachen Preise bezahlt wie ein junger unbezogener Hund. Der Werth der Polarhunde für den Polarreisenden steht über jedem Zweifel, man braucht nur aus dem Munde Nanjen's die Schilderung gehört zu haben, mit wie schwerem Herzen er von seinem letzten Hunde Abschied nahm, um zu wissen, was dieser Gefährte dem Menschen in jenen Eiswüsten leistet. Dabei hat der Polarhund keineswegs eine sehr bedeutende Zugkraft, er zieht nur die Hälfte des Gewichtes, das ein Mensch zu tragen vermöchte, aber er ersetzt alles durch die doppelte Ausdauer. Ueber die natürliche Wildheit der Samojudenhunde haben die Naturforscher sich viel Kopfzerbrechens gemacht. Man hat annehmen wollen, daß diese Wildheit von häufigen Kreuzungen mit Wölfen stamme, nachgewiesen sind solche Kreuzungen aber keineswegs. Es ist nur nothig, die Lebensweise dieser Hunde in betracht zu ziehen, um ihre Psychologie entwickelt zu können. Sie frieren ihr Leben durch das, was sie erjagen, in fortdauernder Anwendung von List und Kraft, und diese Deute sind naturgemäß ausschließlich Thiere. Es gehört zu den feststehenden Thatsachen, daß eine rein thierische Nahrung auf den Charakter der Thiere wie der Menschen von Einfluß ist. Ist doch vor kurzer Zeit eine Engländerin, die Frau des jüngst verstorbenen bekannten Herausgebers des „British Medical Journal“, so weit gegangen, die schlechte Laune, die man bei den Engländern im allgemeinen so häufig trifft, geradezu aus dem Uebermaß an Fleischnahrung herzuleiten. Man kennt auch Beispiele, daß Rindvieh, das aus Mangel an Pflanzenfutter mit Fiischen gefüttert war, ungewöhnlich wild wurde. Daraus ist auch der Charakter der Polarhunde zu erklären. —

Literarisches.

n. **Edith Gräfin Salburg: „Die Illusionen“.** Leipzig, 1898. Gröbel u. Sommerlatte. — Die Absicht, Aufsehen zu erregen, tritt in dem Buche ziemlich deutlich hervor. Bei denjenigen, welche mit den innerpolitischen Parteiverhältnissen Oesterreichs näher vertraut sind, dürfte die Verfasserin ihren Zweck auch erreichen, denn sie hat sich anscheinend bemüht, die Personen, die ihr als Modelle gedient, recht deutlich erkennbar zu machen. Vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, ist der Roman sehr schwach. An stelle einer geschlossenen, zusammenhängenden Handlung bietet uns die Verfasserin eine Reihe von Episoden und Schilderungen. Die Personen sind oberflächlich charakterisirt und nach der guten oder schlechten Seite tendenziös zurechtgestutzt. Ebenso oberflächlich sind die einzelnen Bilder und Vorgänge behandelt. Talent kann man der Verfasserin nicht ganz absprechen, aber es hat bei weitem nicht hingereicht, eine Arbeit von einigem literarischem Werth hervorzubringen. —

Physiologisches.

t. **Chloroformirtes Eiweiß.** Eine bemerkenswerthe Mittheilung haben die beiden englischen Forscher Farmer u. Waller an die königliche Gesellschaft in London gelangen lassen. Ihre Untersuchungen sollten ermitteln, ob die auf den Menschen wirkenden und auch in der Heilkunde verwandten Betäubungsmittel Aether und Chloroform, daneben auch die Kohlensäure, eine ähnliche Wirkung auf den Grundstoff des Lebens, auf das thierische und pflanzliche Eiweiß, besäßen. Es wurden zwei Behälter mit den betäubenden Dämpfen gefüllt und in den einen ein Blatt der bekannten Wasserpest (*Elodea canadensis*) und in den anderen ein Nerv aus dem Schenkel eines gemeinen Grasfrosches gelegt; in ersterem Falle wurde die Bewegung des Blattgrüns in den Blattzellen durch ein Mikroskop beobachtet, im anderen die Bewegungen des Froschnerven an einem Galvanometer gemessen. Kohlensäure veranlaßte zunächst eine leichte Beschleunigung der Be-

wegungen, worauf dieselben plötzlich aufhörten, es trat eine Betäubung des Lebens ein, die sich unter dem Zutritt frischer Luft erst nach 2 bis 3 Minuten legte, indem in dem Blatte die Chlorophyllkörner sich erst langsam und unregelmäßig, dann wieder schneller bewegten, bis sie ihre normale Thätigkeit wieder erlangt hatten. Unter der Einwirkung von Aether- und Chloroformdämpfen spielten sich dieselben Erscheinungen in dem lebenden Erweiß ab. Man kann daraus entnehmen, daß diese Betäubungsmittel auch beim Menschen eine gleichmäßige Einstellung der Thätigkeit in der Mehrzahl der Organe hervorrufen.

Medizinisches.

— Das Heilverum und seine Erfolge. In der letzten Sitzung der Wiener Gesellschaft der Aerzte wurde, wie die dortige medizinische Presse meldet, die Diskussion über das Thema „Heilverum-Therapie und Diphtherietod“ fortgesetzt. Stabsarzt Kowalski und Professor Baltaus bekämpften die gegen die Serumtherapie vorgebrachten Argumente. Dem Vortrage des Professors Baltaus ist zu entnehmen, daß das Sinken der absoluten Todesziffer für Wien und Niederösterreich statistisch nachzuweisen sei. Die absolute Sterblichkeit an Diphtherie sei in Niederösterreich auf etwa die Hälfte, in Wien auf ein Drittel der früheren Ziffern gesunken. In Wien sei speziell die Zahl der an Diphtherie Verstorbenen auf einem Minimum angelangt wie nie zuvor. In ganz analoger Weise finde sich diese Verminderung der Sterblichkeit infolge Diphtherie auch in anderen Ländern und Städten, so in Frankreich und Deutschland, in Paris und Berlin. Die größte Wirksamkeit des Serums in den ersten Tagen der Erkrankung werde so allgemein verzeichnet und drücke sich in dem günstigeren Mortalitäts-Perzent so allgemein aus, daß daran nicht zu zweifeln sei. Professor Baltaus bemerkte schließlich, er halte es vorläufig für den einzig richtigen Standpunkt, an der Heilverum-Therapie festzuhalten, denn sie sei entschieden eine epocheale Errungenschaft der modernen medizinischen Forschung. —

Gesundheitspflege.

ss. Ein neues Schlafmittel. Auf Veranlassung des National-Instituts für Medizin in den Vereinigten Staaten ist eine umfangreiche Untersuchung der Pflanzen vorgenommen worden, die für die Heilunde von Werth sein könnten. Die schon an sich verdienstliche Forschung wird zweifellos auch ihre praktischen Erfolge haben. Unter anderem hat man in der Pflanze *Casimiroa edulis* ein Gewächs gefunden, dessen Samen einen ausgezeichneten Saft geben. Dieser Saft soll ein vorzügliches schmerzstillendes, fiebervertreibendes Schlafmittel sein. Es sind bereits Versuche an einigen hundert Personen mit diesem neuen Mittel gemacht worden, wodurch eine günstige Wirkung und das Fehlen etwaiger schädlicher Nebenwirkungen nachgewiesen worden ist. Es scheint weniger direkt einzuschlafen, als vielmehr den natürlichen Schlaf zu begünstigen, von dem der Kranke nach 4 bis 6 Stunden erfrischt erwacht. Besonders gute Dienste soll das Mittel gegen Schlaflosigkeit infolge von Nervenüberreizung oder Alkoholismus leisten. Die mexikanische Pflanze gehört übrigens zu der Familie unserer gewöhnlichen Rauten, deren Blätter ein in früheren Zeiten ebenfalls als Arznei, namentlich gegen Zahnschmerzen, benutztes Del geben. —

Aus dem Pflanzenleben.

k. Ueber den Einfluß der Luftfeuchtigkeit auf das Wachstum der Pflanzen sind, nachdem frühere Untersuchungen in mancher Beziehung von einander abweichende Resultate geliefert hatten, neuerdings von Walter Bollny in München Versuche angestellt worden, die im wesentlichen folgendes ergeben haben. Der Trodensubstanzgehalt der Pflanzen ist der Trockenheit der Luft proportional, ebenso ist der relative Gehalt der Körner an Stärke und Stärfestoff, also den hauptsächlichsten Nährbestandtheilen bei den in trockener Luft gewachsenen Pflanzen ein höherer, als bei feuchter Luft. Die eigentliche Pflanzensubstanz oder Frischsubstanz ist dagegen bei feuchter Luft reichlicher entwickelt. Die Ergebnisse sind bei Gerste, Weizen, Bohnen, Luzerne u. a. erhalten worden. — Ein ganz anderes Verhalten zeigt die Kartoffel. Obwohl auch bei ihr die oberirdischen Organe bei einer feuchten Atmosphäre durch größeren Wasserreichtum voluminöser erscheinen, haben dieselben doch ein geringeres Gewicht, als die in trockener Luft gewachsenen. Abweichend von der gewöhnlichen Annahme, daß der Stärkegehalt in den Knollen bei trockenem Wetter reichlicher sei, hat Bollny gefunden, daß derselbe gerade bei feuchter Luft höher ist, wie dies aus den folgenden Angaben ersichtlich ist: Der Stärkegehalt frischer Knollen betrug bei feuchter Luft 17,22 pCt., bei mittelfeuchter Luft 17,00 pCt. und bei trockener Luft nur 12,86 pCt. Die Erklärung für diese überraschende Thatsache dürfte darin zu suchen sein, daß die Stärkebildung in den Stengeln zwar bedeutend ist, wie dies in der That durch die Anhäufung großer Stärkemengen bewiesen wird, daß aber diese Stärkekörner wegen des verminderten Wassergehaltes in den Stengeln nur schwer in die Knollen transportirt werden können. —

Aus dem Gebiet der Chemie.

— Der französische Chemiker Moissan hat der Pariser Akademie der Wissenschaften am 19. d. M. von seiner Darstellung des reinen kryallinisch-metallischen Calciums Mitteilung gemacht. Es ist bekannt, daß, obwohl das Calcium zu den ver-

breitetsten Elementen gehört, es bis jetzt nicht gelungen ist, dasselbe im großen rein herzustellen. Die kleinen Quantitäten des bis jetzt erhaltenen reinen metallischen Calciums waren stets verunreinigt mit Partikeln fremder Substanzen gemengt, daß das silberglänzende Element eine gelbliche Außenfarbe besaß. Moissan gelang es nun, auf einfachem chemischen Wege absolut reines Calcium herzustellen. Er stellte es nämlich durch Zerlegung von metallischem Calciumjodür her; wird nun das Produkt mit absolutem Alkohol verest, so scheidet sich das reine metallische Calcium in silberglänzenden Krystallen aus, die gewaschen und getrocknet das völlig reine Element geben. —

Meteorologisches.

— f. Einfluß der Sonnenflecken auf die meteorologischen Vorgänge. Bekanntlich haben schon viele Meteorologen und Astronomen versucht, einen Zusammenhang zwischen der Sonnenfleckenperiode und den meteorologischen Vorgängen nachzuweisen. Da in betreff dieses Gegenstandes noch vielfach Unklarheiten herrschen, indem von der einen Seite der Einfluß der Sonnenflecken bestritten, von anderer Seite dagegen überschätzt wird, so möge hier kurz auf die positiven Resultate, zu welchen man in dieser Hinsicht gelangt ist, hingewiesen werden: Nach Beobachtungen in Süd-Asien erscheint ein Zusammenhang zwischen Luftdruck und Sonnenflecken nachgewiesen zu sein, in dem Sinne, daß die höheren Barometerstände den Maximis, die niederen den Minimis der Sonnenflecken entsprechen. Was die Cyclonen oder Wirbelstürme anbelangt, so gilt das von Meldrem aufgestellte Gesetz, daß ihre Häufigkeit mit der Sonnenfleckenfrequenz zunimmt. Dasselbe gilt für die Windstärke. Auch die Niederschläge und besonders die Häufigkeit der Hagelsfälle, nehmen mit der Häufigkeit der Sonnenflecken zu. Alle diese Beobachtungen sind in niederen Breiten gewonnen worden; in unseren Breiten, wo die Sonnen-thätigkeit nur gar zu oft durch Wolken verhindert wird, sich zu entfalten, ist es naturgemäß nicht möglich, bestimmte Gesetzmäßigkeiten in dieser Hinsicht abzuleiten. —

Humoristisches.

— Aus der guten alten Zeit. Die offene Stadt Ludwigsdorf ist vom Feinde durch den Major Spähle gesäubert worden. Der Oberst Wendele hält mit dem Nachtrab vor der Stadt. Spähle: „I' melb' gehorsamst, Herr Oberst, Ludwigsdorf hant m'r! Was soll jetzt demit g'scheah? Sollet m'r's Städtle leicht a'plündera, a'klei's bisle a'zündn und verwüasta, oder glei' in's Grundserdsboda'nei' dewastira?“ —

— Geschäftsgeheimniß. „Sagen Sie mir doch, was für ein Unterschied ist dem zwischen der ersten und zweiten Qualität Ihres Thee's?“ Kommiss: „Das will ich Ihnen schon sagen — aber ganz unter uns! Bei der ersten Sorte ist der gute mit dem schlechten gemischt, bei der zweiten der schlechte mit dem guten!“ —

— Schlaftrunken. Fremder (der bei einer nächtlichen Feuersbrunst im Hotel plötzlich durch einen Strahl aus der Feuerpritze geweckt wird): „Ja, ja, ich stehe gleich auf liebes Weibchen!“ —

Vermischtes vom Tage.

— Aus Posen und Westpreußen wird eine Reihe von Unglücksfällen durch Blitzschläge gemeldet. In Blottgarten (Westpreußen) brannten zwei Kathen vollständig nieder. Drei von den Bewohnern wurden getödtet, drei schwer verletzt. In Landsberg a. W. wurde ein Arbeiter erschlagen, der vom Felde heimkam. In Jänisch bei Punig wurde eine Arbeiterfrau und deren Sohn, in Modzielowo ein achtzehnjähriges Mädchen vom Blitz getödtet. —

— Im Gebweiler Thale (Vogesen) gerieth ein Radfahrer in einen Dienenich warm, der quer über die Straße zog. Er wurde derart zerstoßen, daß er die Weiterfahrt aufgeben und einige Tage das Bett hüten mußte. —

— Die „Fram“, mit Sverdrup und den übrigen Mitgliedern der Polarexpedition an Bord, ist am Freitag Vormittag von Christiania in See gegangen. —

— In Foggia (Apulien) ist bei dem jüngsten Aufbruch das städtische Archiv verbrannt. Mit ihm ist das für die Geschichte des Mittelalters und der Hohenstaufen bedeutende berühmte „Goldene Buch“ ein Raub der Flammen geworden. Es enthielt eine große Anzahl von Urkunden und Handschriften, insbesondere von Roger dem Normannen, vom Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen, von den Herrschern aus den Häusern von Anjou und Aragonien; sie sind jetzt für immer verloren. —

— In den Straßen von Madrid erregte dieser Tage ein alter Mann großes Aufsehen, der einen Zettel mit folgenden Worten auf der Brust trug: „Kommandant, Kapitän a. D., 10 Jahr im kubanischen Busch. Man schuldet mir zehn Gehaltsraten, ich habe vier kranke Kinder, eines ist schwerkrank, und wir besitzen weder Arznei noch Nahrungsmittel.“ Der Zettel trug die Unterschrift: Hauptmann Juan Verdich Escalera. —

— Mindestens 100 Personen haben, wie aus Mondyke berichtet wird, während dieses Frühjahrs in den Gewässern am Vennetsee ihren Tod durch Ertrinken gefunden. Der Dampfer „Isloot“ scheiterte und ging mit der gesamten Ladung verloren. —